

NEUER WEIN IN ALTEN SCHLÄUCHEN — DAS COURBET-COLLOQUIUM IN FRANKFURT

Gegenstand des dreitägigen internationalen Colloquiums im März 79 war ein „revolutionärer“ Künstler; Tagungsort ein angesehenes Museum, das Städelsche Kunstinstitut, das gleichzeitig die Hamburger Courbet-Ausstellung zeigte; die Leitung lag bei Klaus Herding; es referierten diejenigen, die in den letzten Jahren die Erkenntnisse über Courbet und den Realismus vehement vorangetrieben haben (Boulboulé, Clark, Herding, Noehlin u.v.a.) — Gründe genug, schien es, voller Interesse am Colloquium teilzunehmen.

Warum also an dieser Stelle keine Darstellung der auf der Tagung erfolgten Auseinandersetzung über „realistisch“-künstlerisches Schaffen im 19. Jahrhundert? Warum kein *Résumé* der Referate, die doch den vorliegenden Publikationen über Courbet zweifellos nicht nachstehen und daher demnächst veröffentlicht werden?

Eine der überraschendsten Erfahrungen dieser Tagung war, daß aus der *Form* des Colloquiums, so wie sie dort gehandhabt wurde, so viele den diskutierten Fragen unzuträgliche Widerstände erwachsen, daß eine aktive Auseinandersetzung mit den Inhalten notwendig zu kurz kommen mußte: dies mag es rechtfertigen, daß hier von den alten Schläuchen statt vom neuen Wein die Rede sein wird.

Da waren zunächst einmal die Vorträge — kaum einer der Referenten hatte sich an die von der Tagungsleitung erbetene Redekürze gehalten. Statt Arbeitsergebnisse zur Diskussion zu stellen, faßten viele ihre Beiträge auf, als sollten sie ein akademisches Publikum abendfüllend unterhalten. Derart hermetisch konzipierte und dargebotene wissenschaftliche Erörterungen animierten natürlich nicht zu offenen Diskussionen; sie forderten vielmehr zu wenigen, dafür aber ausgiebigen Statements heraus. Die erhebliche Anstrengung, die es kostete, zuhörend einer langen Reihe solcher Beiträge zu folgen, wuchs dadurch, daß ein großer Teil von ihnen fremdsprachig war. Zu Wort meldeten sich dann auch fast ausschließlich diejenigen, die sich — z.B. dank längerer Auslandsaufenthalte — flüssig auszudrücken verstanden. Daß dies die Redelust (und damit Denklust) der weniger Sprachgewandten hemmte und der wissenschaftlichen Auseinandersetzung auf diese Weise manche Facette verlorenging, liegt auf der Hand.

Eine Teilnehmerin war in der Lage, den Bann zu durchbrechen, indem sie kundtat, daß weder ihre Französisch-Kenntnisse noch die Akustik im Saal ausreiche, um folgen zu können. Ebenso nachdrücklich wie gerechtfertigt bat sie (im Namen vieler) um Übersetzungen und Mikrofone. Diese schlichten Anmerkungen waren dazu geeignet, den harmonischen Redewechsel einen Augenblick lang zu erschüttern und in Frage zu stellen, ehe sich der „kleine Kreis“ wieder beruhigt wichtigeren Aspekten zuwandte.

Schienen all diese Probleme zunächst in erster Linie technisch-organisatorischer Natur zu sein, so wurden sie nach und nach als Symptome einer ausgeprägten Schwierigkeit erkennbar, die Teilnehmer auf einen gemeinsamen freieren Austausch praxisrelevanter Fragestellungen einzustimmen.

Dies erwies sich z.B. ganz deutlich angesichts eines Referates („Courbet als Gegenstand einer Ausstellung“), in dem gefragt wurde, ob die fortschrittliche Courbet-Forschung überhaupt Auswirkungen auf die Ausstellungsbesucher habe. Die Verfasserin versuchte, einen für den Kunsthistoriker beunruhigenden Widerspruch darzustellen: Die auf der Theorie des autonomen Kunstwerks basierende Präsentationsform auch dieser Ausstellung ermögliche dem Besucher allenfalls Assoziationen, subjektive Erlebnisse und Phantasien, bringe ihm aber nicht die gesicherten Erkenntnisse näher, die die Courbet-Forschung der letzten Jahre erbracht habe. Die notwendige Konsequenz sei die didaktische Ausstellung, die der fortschrittlichen Forschungsmethode entspricht und die allein in der Lage sei, die kunstwissenschaftlichen Ergebnisse zu vermitteln und sie gesellschaftlich wirksam zu machen.

Den teilnehmenden Kunsthistorikern gelang es nicht, ihr Interesse an diesem berufsspezifischen Problem zum Ausdruck zu bringen. Auch die Leitung des Colloquiums, von der im allgemeinen viele Impulse für die Diskussion ausgingen, griff die Frage nach dem Nutzen kunstwissenschaftlicher Einzelforschung für die Praxis nicht unmittelbar auf. Es hätte sich angeboten, didaktische Probleme an vorhandenem Anschauungsmaterial zu erörtern. Die von Klaus Herding und Hamburger Studenten erarbeitete Multimedia-Schau über Courbets Atelierbild sowie einige didaktische Ansätze in der Frankfurter Präsentation boten Stoff genug. Doch niemand ergriff die Initiative. So respektierten die Teilnehmer unbewußt die alte Trennung zwischen Kunstwissenschaft hier und Publikum dort bzw. zwischen „hoher“ Wissenschaft und Museumspädagogik – eine Haltung, die seit langem Fortschritte in der musealen Bildungsarbeit hemmt. Andernfalls wäre es vielleicht gelungen, den z.T. zwar materialistisch argumentierenden, nichtsdestoweniger über weite Strecken „abgehobenen“ Stil des Colloquiums zu verändern. So aber überwogen zunächst die gutwillig lauschenden Teilnehmer und mehrte sich später die Zahl derer, die ratlos beobachteten, wie die starre Form der Tagung die Inhalte unkenntlich zu machen drohte.

Freilich äußerte sich dieses Unbehagen kaum jemals im Plenum. Wie in den „alten Zeiten“ gab es so viele Reaktionen wie Personen: einige verließen frühzeitig den Ort, sei es, weil es sinnlos schien, sich der psychischen Belastung weiter auszusetzen, sei es, weil in der eigenen Arbeit schon andere Perspektiven realisiert werden konnten. Einige schwiegen, weil das Forum einschüchternd wirkte, andere, um persönliche Unstimmigkeiten, die durch Kritik entstehen, zu vermeiden. „Mich macht dieses Colloquium sprachlos“, sagte ein Kollege, der sich um die kunstgeschichtliche Entwicklung der letzten Jahre verdient gemacht hat.

Wie in den „alten Zeiten“ fanden engagierte Gespräche in der Kneipe, auf den Fluren, im Privaten statt. Die Irritation über die hochkodierte Medien, mit denen man in Studium und Beruf zu tun hat, die Unsicherheit darüber, mit welchen pädagogisch-didaktischen Methoden diese zu vermitteln wären, wurden weder öffent-

lich, noch führten sie zu einem Gruppenzusammenschluß, der es ermöglicht hätte, „betroffen“ über den Realismus von damals und die Perspektiven von heute zu diskutieren.

So drängte sich immer mehr die Frage auf, wem denn mit diesem Colloquium gedient sei, wer da auf seine Kosten komme: sicherlich die ausländischen Gäste; sicherlich vor allem diejenigen Teilnehmer, die den intelligenten Austausch bedeutender Fachleute internationaler Zusammensetzung zu goutieren wissen – und dies mit Recht, da ja in diesem Rahmen selbst die auf materialistischer Basis gewonnenen Einsichten hoffähig gemacht wurden. Natürlich gab es gerade deshalb für die anderen einiges zu lernen. Sie glauben kaum mehr, daß sich Colloquien dieser Art künftig noch empfehlen, um aktuelle Forschungsprobleme zu bearbeiten. Es gibt heute bereits viele Gruppen und Initiativen, die die Einbeziehung aller Mitglieder und eine angstfreiere Kommunikation – wenn nicht erreichen, so doch – suchen und dadurch höchst produktiv sind. Von solchen Erfahrungen her gilt es herauszufinden, welche Form des wissenschaftlichen Austauschs heute wünschenswert wäre. In einem ersten Schritt würde es sich anbieten, kunsthistorische Tagungen ein wenig anders zu organisieren:

1. „Spezialisten“ könnten Thesen oder problemorientierte, „offene“ Kurzreferate vortragen. Zur Auseinandersetzung mit diesen Thesen bilden sich einzelne Arbeitsgruppen, die ihre Ergebnisse wieder ins Plenum einbringen. Dieses Vorgehen bedeutet: Beteiligung vieler (aller) und damit komplexere Lösungsvorschläge für das jeweilige Forschungsproblem.

2. Die zu behandelnden Fragen sollten nicht unabhängig von den institutionellen Rahmenbedingungen erörtert werden. Universität, Denkmalämter und Museen mit einzubeziehen – d.h. einen Teil der eigenen Lebens- und Berufspraxis – gewährleisten konkrete und übertragbare Arbeitsergebnisse statt der drohenden Verselbständigung „reiner“ Forschung.

3. Ein Team bereitet die Tagung vor und übernimmt bestimmte leitende Funktionen; so werden von vornherein unterschiedliche Fragen sowie theoretische und praktische Erfahrungen zum Tragen kommen.